

Hoffnungslosigkeit bewahrte ihn vor der Selbstaufgabe. Er war zwar ohne Hoffnung, aber er war auch unbelehrbar. Schwer demoliert vom Kampf hielt er unbeirrt fest an seinem Selbstbestimmungsrecht. Wenigstens an einer Idee davon, die irgendwie krank, aber gerade deshalb von betörendem Eindruck auf ihn war. Sie berauschte ihn. Woher sie kam, er hatte keine Ahnung. Schon damals nicht. Im Neolithikum seines schiefen Daseins, gleich hinter den Wucherungen auf dem asphaltierten Fußweg, als er dort tapfer die drohende Fremdherrschaft der Dämonen abschlug. Es war ein entsetzliches Dagegenhalten. Ein entsetzliches Standhalten. Das Schicksal lauerte im Hintergrund und lenkte wohlüberlegt. Das war lange her. Das war schon damals widerwärtig. Er sah sich zeitversetzt wandern und kämpfen. Schon damals setzte es ihm zu, das Drecksschicksal, und noch viel früher hatte es damit angefangen. Damals, als die Dreckswelt ihn aufgenommen hatte in ihren widrigen Geltungsbereich. Am Tag seiner Geburt war das gewesen. Es war ein Tag der Schande. Ein Tag wie ein erster Aufschlag. Mit jedem weiteren nahmen die Beschädigungen zu, stiegen die Schmerzen und wuchs der Ekel. Er halluzinierte seine Mutter, wie sie die Glückwünsche entgegennahm zu ihrem hinterhältig vollzogenen Werk. Noch im Wochenbett frohlockte sie. Aber dies Frohlocken war falsch. Es

musste falsch und von Grund auf verdorben sein. Gnadenlos hatte sie den Schmerz in die Welt geworfen. Den kalten, sinnlosen Schmerz. Brutal von Beginn an. Ein Akt der Menschenverachtung. Es gab keine Gnade in der Geburt. Sie war gnadenlos. Er hatte diese Erkenntnis früh gewonnen. Er hatte sie in frühem Stadium gewonnen und sie verließ ihn nicht mehr, trieb ihn an und schließlich fort.

Er war nicht allein unterwegs. Neben den dunklen Mächten, die er zurückschlug, floss wenige Schritte entfernt Vater Rhein. Vater Rhein tat das damals wie heute und vermutlich würde er das noch für lange Zeit tun. Er aber, er war eine dünne Scheibe und am Ende von allem.

Die Rheinschiene zog es ihn weiter hinauf. Er war ausgerissen von zuhause und abgehauen in die Nacht. In die da draußen, aber seine eigene hatte er immer dabei. Sie herrschte launig in seinem Innenraum. Vor allem in den Kampfpausen, den spärlichen, wenn die Dämonen sich zurückzogen und neu gruppierten. Er war fünfzehn Jahre und erledigt. Stumm stiefelte er die Flusskilometer entlang. Immer rheinabwärts. Immer den Strom zur Rechten. Hinter ihm stand ein schiefer Käfig mit angenagten, zerbissenen, weggedrückten Stäben. Vor ihm lag irgendetwas Ungefähreres. Aber das nahm er nur an, denn vor allem war da ein Fluss, und bald kam Bonn.

Oft war er schon weggelaufen, aber nach Stunden zurückgekehrt. Nur dieses Mal nicht. Dieses eine Mal sollte das Verschwinden gelingen. Raus wollte er sein. Raus für immer! Er rechnete mit seinen Beständen. Ein hartes Harren ließ sich nicht vermeiden, da wollte er doch mal sehen, ob die Dreckswelt anderswo nicht anders dreckig sein konnte. Unter seiner Kapuze glühte der Kopf. Er hatte ein paar Sachen im Rucksack. Ein bisschen Wäsche und vier Schnäpse. Entsetzlich, diese Schübe, diese Einsamkeitsschübe. Entsetzlich wie erregend. Dieses Mal würde er für immer fortgehen. Weg von hier. Weg von den Menschen, seinen Eltern und den anderen Drecksmenschen und ihren Dreckslieben. Er wollte lieber obdachlos sein, als an ihnen zugrunde zu gehen. Sollten sie doch alleine verwesen und ihre kleinen dreckigen Leben loben, als wären sie nur für sie gemacht. Da ging er lieber und folgte dem Flusslauf.

Er sog die feuchte Rheinluft ein. Er würde frei sein und woanders weiterharren. Weiterkämpfen. Weiterziehen. Er glaubte heftig daran. Jetzt endlich einmal und mit mächtigem Nachdruck. Ein seltenes Glücksgefühl überkam ihn und er schrie obszöne Sachen in die Flussnacht. Die Fäuste ballte er dabei. Er versuchte es zumindest, und verlor beinahe das Gleichgewicht. Im Taumeln zog der Rucksack an ihm. Er zog dagegen an und blieb

einigermaßen senkrecht.

Ein Binnenschiff schipperte gemächlich vorüber. Zurückgenommen klapperten die Ventile seines Motors. Dazwischen erklang ganz behutsam das Miauen einer Katze. Sie nährte sich an einem Abfalleimer neben den Ruhebänken. Es schmeckte ihr vorzüglich. Sie schmatzte verhalten und dann kam allen Ernstes der Mond hervor. Edel und fahl warf er sein Licht auf die Weiden des gegenüberliegenden Ufers. Wie friedlich. Wie scheußlich. Er schrie noch einmal, dann brach er zusammen. Schwarz schüttete es die Nacht aus. Schwarz und hart schüttete es die innere Nacht aus und verhinderte jede weitere Regung. Er lag wie ein krummes Brett auf dem Uferweg. Er lag da. In seinen Innenraum kam Bewegung. Im Schutz der ausgeschütteten Nacht stiegen die Dämonen aus der Deckung und nahmen heftig Besitz von ihm. Von seiner ausgezehrten Existenz nahmen sie Besitz und schändeten sie hemmungslos. Er lag lange da. Nur manchmal zuckte er zusammen, aber immer seltener, je länger er dalag. In ihm regierte die schwarze Nacht. Irgendwann kam er hoch und irgendwie kam er weg. Schließlich auf seinen Beinen. Nach Norden zog er weiter. Er war fünfzehn Jahre und erledigt. Da war kein Mondlicht mehr, da war nur ein karges Ich. Ein karges Ich am Strom. Im Rucksack klirrten ein paar Schnäpse.